

Moritz in der Litfaßsäule

DDR 1983

Regie und Drehbuch: Rolf Losansky

Szenarium: Christa Kozik, nach ihrem gleichnamigen Kinderbuch

Dramaturgie: Gabriele Herzog

Kamera: Helmut Grewald

Musik: Karl-Ernst Sasse

Szenenbild: Jochen Keller

Kostüme: Joachim Dittrich

Schnitt: Ilse Peters

Trick: Erich Günther, Heiko Ebert, Frank Wittstock, Wolfgang Chevallier

Produktion: DEFA Studio für Spielfilme, Gruppe „Johannisthal“

Darstellerinnen/Darsteller: Dirk Müller (Moritz), Dieter Mann (Vater Zack), Walfriede Schmitt (Mutter Zack), Rolf Ludwig (Straßenfeger), Dorit Gäbler (Tante Pia), Dietmar Richter-Reinick (Polizist Zampe), Franziska Troegner (Lehrerin Blaschke), Jörg Panknin (Lehrer Geiger), Gerd Staiger (Direktor), Barbara Schnitzler (Clownsfrau), Ruth Kommerell (Sekretärin), Helmut Schreiber (Braumeister), Theresia Wider (Katzenstimme) u.a.

86 Minuten

Auszeichnungen: Kritikerpreis 1984; Festival Goldener Spatz 1985: Sonderpreis des Ministers für Volksbildung der DDR; „Findling“ der Zentralen AG Filmclubs

empfohlen für 1. – 3. Jahrgangsstufe

Inhalt

Beim neunjährigen Moritz geht's gar nicht „zackzack“, wie die Erwachsenen es gerne hätten. Im Gegenteil: „Langsam und gründlich“, ist seine Devise, mit der er Eltern, Geschwister und Lehrer fast zum Verzweifeln bringt. Von allen ständig gerügt und gehänselt, reicht es dem kleinen Träumer eines Tages. Moritz rückt von Zuhause aus und verkriecht sich in einer Litfaßsäule mitten auf dem Markt. In seinem „Land der Fantasie“ lernt er eine sprechende Katze, ein Mädchen vom Zirkus und einen klugen Straßenkehrer kennen. Die neuen Freunde machen ihm klar, dass alle mehr Verständnis füreinander aufbringen müssen. Wirklich ausreißer, lernt Moritz von ihnen, kann man vor seinen Problemen nicht ...



Filmbesprechung

Jeder Filmemacher hat irgendwann auf schmerzliche Weise erfahren müssen, dass aus einem guten Drehbuch nicht zwangsläufig ein guter Film werden muss. Erst nach der Premiere wissen Produktion und Publikum, ob sich zu einem guten Autor der richtige Regisseur gesellte und ob der wiederum Mitarbeiter fand, die ihre Fantasie und ihr Handwerk optimal einbrachten. Bei „Moritz in der Litfaßsäule“ ist der seltene Fall eingetreten, dass sich genau die richtigen DEFA-Leute für einen gemeinsamen Film gefunden haben: Christa Kožik als Autorin von Kindergeschichten, in denen Fantasie und Wirklichkeit eine gute Mischung ergeben, Rolf Losansky als Regisseur mit großem Interesse für filmische Erzählweisen, in denen sich Trick- und Realaufnahmen ergänzen, Heiko Ebert als Animator und Modellbauer mit ‚goldenen Händen‘ beim Basteln liebevoller Details, und Erich Günther als Trickkameramann der alten Babelsberger Schule, der nur zufrieden ist, wenn ihm scheinbar Unmögliches gelingt. Dennoch verlief das Ganze nicht reibungslos. Als nach vielen Stunden Bauzeit das Puppenmodell der Katze fertig war, zeigte sich, dass sowohl Losansky als auch Ebert ein ganz anderes Tier in ihrer Wunschvorstellung herumtrugen. So wurde neu gebaut, wiederum viele Stunden, und was dann entstand, konnte sich wirklich sehen lassen – kann es noch heute, da der Computer Filmtricks zwar wesentlich erleichtert, die gute Geschichte und Einfälle für die Gestaltung einer animierten Filmfigur aber nicht ersetzt.

Die Handlung spielt in einer Kleinstadt namens Moritzhausen, die mit ihren mittelalterlichen Gassen und Türmchen zum geruhsamen Verweilen anregt. Zumindest Moritz geht es so. Auf seinem Schulweg schaut er nach den Störchen, er trifft den Plakatkleber und Straßenfeger an der Litfaßsäule, und er hört, was sonst niemand hört: ein eigenartiges Miauen aus dem Innern der Säule. Moritz erschrickt, als ihn sein Vater aus dem Erkerfenster der Stadtparkasse, wo er als Direktor für die Richtigkeit der Zahlen und für exakte Zeitabläufe sorgt, zur Eile mahnt.

Moritz ist offensichtlich anders veranlagt als die meisten seiner Mitschüler – und das fällt nun einmal auf: Im Zeichenunterricht malt er eine Sonne mit Ohren und Vögel mit Hüten. In der Mathearbeit rechnet er die Aufgabe zwar richtig, schafft aber nur das halbe Pensum und bekommt eine Vier. Wer einmal an der Tafel gestanden hat, die Kreide in der Hand, das Kichern der Klasse und den vorwurfsvollen Blick des Lehrers im Nacken, der weiß, wie dem kleinen Moritz zumute ist. Schließlich hat er ja nichts verbrochen – nur weil er langsamer ist als die anderen und seine Fantasie oft mit ihm durchgeht.

Als Moritz die Schule geschwänzt hat, gesteht er es seinem Vater, und der verspricht dem Sohn auch Beistand. Beim abendlichen Besuch des Klassenlehrers ist davon aber nicht mehr viel zu merken. Enttäuscht schnappt sich der Junge seinen

Schlafsack, schreibt einen Abschiedsbrief und versteckt sich im Innern der Litfaßsäule, wo sein Freund, der Straßenfeger, die Besen aufbewahrt. Allerdings wohnt hier schon jemand – eine eigenartige, plaudernde Katze. Selbst wenn man nie weiß, ob ihre Stories von A bis Z erlogen sind – wie sie da mit Inbrunst und rollenden grünen Augen vorgetragen werden, möchte man sie schon gern glauben.

Für kurze Zeit hat Moritz sein Paradies gefunden. Endlich hat er einen Freund, der seinen wunderlichen Erlebnissen zuhören mag und sogar selber welche zum Besten gibt. Alle Geschichten, die Moritz und die Katze austauschen, tragen den Charakter von Kurzfilmen. Sie werden mit Hilfe eines Spiegels, in dem Erinnerung und Fantasie zum (Film-)Leben erwachen, erzählt. Da wechselt Sonderbares mit Komischem: Wir sehen das Missgeschick des Polizeihundes, der das eigentlich seinem Herrchen zuge dachte Haarwuchsmittel trinkt und nun mit langen, weißen Rastalocken durchs Revier läuft. Wir erfahren von der großen Leidenschaft der Katze – dem Bier – und davon, wie sie einst von den Brauern beim Naschen entdeckt, gefangen und betrunken gemacht wurde. Moritz schildert, wie am Einschulungstag seiner Zuckertüte ein Hamster entstieg und daraufhin die erste Stunde im Chaos versank. Den Geschichten ist bei aller Unterschiedlichkeit eins gemeinsam: Immer fällt in ihnen jemand aufgrund seiner Andersartigkeit auf, wird verlacht, gehänselt, gerügt. Auch wenn es um die Erfahrung mit der rauen Wirklichkeit geht, sind sich Moritz und die Katze einig: „... im Märchen ist alles viel einfacher, da sind die Guten gut und die Bösen böse. Im Leben ist alles komplizierter ...“ Und: „... die Erwachsenen wollen, dass man genauso wird wie sie. Und das nennen sie dann Erziehung ...“

Doch bei aller Eintracht im Versteck: Irgendwann geht einem auch die fantasievollste Geschichte auf die Nerven, wenn man Sehnsucht nach der Mutter hat – und nach dem akkuraten, vielbeschäftigten Vater vielleicht auch. Und wie Moritz' Freund, der Straßenfeger, schon sagt: „Nirgends kann man sich so gut verstecken, um vor dem Leben sicher zu sein.“ Der rastagelockte Schäferhund hat bereits die Fährte aufgenommen und den Polizisten immer näher an die Litfaßsäule gezogen. Außerdem ist ein Zirkus in die Stadt gekommen, und Moritz hat sich bei einem Guckloch-Blick nach draußen in die junge Seiltänzerin verliebt. Als dann in einer regnerischen Nacht der Vater allein vor der Litfaßsäule steht, gibt es für den Sohn kein Halten mehr: Moritz öffnet die Tür und rennt in Vaters Arme. Irgendwie haben sich inzwischen beide verändert. Der Vater hat das erste Mal eine Versammlung abgesagt, weil ihm seine Familie wichtiger war, und er hat das abweisende Türschild „Bitte nicht stören“ zerbrochen. Der Sohn hat für kurze Zeit ganz in seiner Fantasiewelt leben dürfen, frei – aus oder eingesperrt – von den Zwängen der schnelllebigen Wirklichkeit, dem rasenden Alltag. Schließlich kehrt er freiwillig genau dorthin zurück, wo sein Kummer begonnen hat, weil ihm der Spaß an Fantasie und Träumerei in dem Moment verlorengegangen ist, da sie sich nicht mehr an den Regeln des Alltags reiben mussten.

Als der Film in die Kinos kam, war er brandaktuell – in einem Land, wo die Normen so festgezurrert waren, dass Außenseitern schlimmstenfalls der Jugendwerkhof drohte. An den Schulen ließ der Historische und Dialektische Materialismus nicht viel Platz für die „Spinnereien“ der Kinder. Wer sich an anderen Weltanschauungen, an Göttern gar oder übersinnlichen Erscheinungen festhalten wollte, der hatte keine gute Zeit. Das letztlich Überraschende an diesem Film ist jedoch, dass die in ihm abgehandelten Konflikte noch fortbestehen, selbst wenn an Stelle der bisherigen eine ganz andere Gesellschaftsordnung getreten ist. Nie war eine Zeit schnelllebiger als die gegenwärtige. Und noch nie waren an einen erfolgreichen beruflichen Werdegang so hohe Anforderungen geknüpft wie heute. Der Wirkung der Geschichte tut es keinen Abbruch, wenn die Kinder blaue Halstücher tragen, auf das „Seid bereit!“ der Lehrerin eine Hand über den Kopf werfen und „Immer bereit!“ rufen. Mit Moritz' Schicksal werden sich auch Kinder identifizieren, die keine Pionierkleidung mehr tragen müssen. Der anhaltende Reiz des Films mag zu einem Großteil auf dem ausgefeilten Spiel der Katze beruhen, kaum weniger trägt aber das hervorragende Darstellerensemble – Rolf Ludwig, Dieter Mann, Walfriede Schmitt, Dorit Gäbler, Franziska Troegner u.a. – dazu bei. Großen Anteil an der Wirkung des Films hat natürlich auch Dirk Müller, der sehr begabte und der Geschichte entsprechende Junge in der Titelrolle. Das Kindercasting dauerte fast drei Monate; Regieassistenten streiften durch Schulen, setzten Bewerbungstermine an und trafen die Vorauswahl. Rolf Losansky fiel dann immer noch die schwere Aufgabe zu, sich unter 3000 Kindern für den ‚richtigen‘ Moritz zu entscheiden.



„Hut ab vor Moritz!“ – Der Regisseur Rolf Losansky

Als junger Regisseur hatte Rolf Losansky die Erfahrung gemacht, dass Kinder bei den Aufnahmen plötzlich ganz anders sprachen als bei den ersten Proben. Er stutzte, sprach die ursprüngliche Satzmelodie vor, bat um Wiederholung. Es klappte. Also Kamera an, Film ab – und erneut kamen die falschen Töne. Bis er schließlich erfuhr, Eltern und Lehrer, Onkel und Tanten hatten fleißig mit den Kindern geübt. Für den Film aber musste genau dieses Eingeeübte nun wieder raus ... Seitdem gab Rolf Losansky keine Drehbücher mehr mit nach Hause, höchstens für einen Tag und nur zur Information.

„Bei Kindern versuche ich, so wenig wie möglich zu trainieren oder zu üben. Aber ich bringe sie zwischen den einzelnen Kameraaufnahmen dahin, dass sie der Junge sind, den sie jetzt darstellen: eben der Moritz, der abgehauen ist und in der Litfaßsäule sitzt. Die Litfaßsäule darf nichts Fremdes für sie sein, und wenn sie nach kurzer Zeit sagen: ‚Ach, hier könnte ich wirklich drin schlafen‘, dann weiß ich, dass ich meinem Ziel ganz nahe bin. Dann sage ich: ‚Ja, warum auch nicht? Natürlich kann man in der Litfaßsäule schlafen. Und wenn du von zu Hause abgehauen bist, aber dein Zuhause noch sehen willst, dann ist doch so eine Litfaßsäule ganz gut.‘ – ‚Ja, stimmt! Aber regnet es da eigentlich durch, Herr Losansky?‘ – ‚Nee, da regnet’s nicht durch. Da wurde ja immer viel Zeug untergestellt und das musste trocken bleiben.‘ – ‚Regnet also nicht durch?! Ist wirklich ganz gemütlich hier.‘ – ‚Stell dir vor, jetzt ist auch noch eine Katze da!‘ – ‚Eine Katze?‘ – ‚Ja, und stell dir vor, die redet auch!‘ – ‚Ach was!‘ – ‚So, und jetzt wollen wir mal drehen. Und du hörst, wie die Katze redet!‘“

„Hut ab vor Moritz! War übrigens ein Einzelkind, hatte aber zu Hause einen kleinen Hund. Am Anfang bat ich ihn immer, an seinen Hund zu denken, wenn er mit der Katze reden sollte. Dann bekamen wir eine ganz scheußliche Katzenatrappe, auf die Moritz schauen sollte. Nach zwei, drei Tagen wollte der Junge dieses Untier weghaben, weil ihm gar nichts mehr einfiel, wenn er darauf schaute. Er wollte sich lieber wieder seinen Hund vorstellen ... Also bekam er eine Kiste hingestellt, damit die Blickrichtung klar war – und alles übrige schaffte Moritz mit seiner Fantasie.“

Die Szene mit dem Hund und dem Haarwuchsmittel war von der Autorin schon gestrichen worden: Die Verwandlung in den Wuschel erschien viel zu kompliziert, eigentlich unmöglich. Rolf Losansky bestand aber auf der Szene, auch wenn ihn die ‚Trickser‘ aus der berühmten DEFA-Trickabteilung von der Unlösbarkeit einer solchen Verwandlung zu überzeugen versuchten. „Geht nicht, kann ich mir alleine sagen. Von euch möchte ich hören: Es geht. Vielleicht nicht gleich, aber bevor wir anfangen zu drehen. Dem Schäferhund wachsen lange Haare!“ 48 Stunden später kam dann der Anruf: „Wir haben es ...!“ Als Rolf Losansky die ersten belichteten Muster der Trickaufnahmen sah, brach er in Jubel aus. Die Verwandlung funktionierte, die ‚Trickser‘ hatten wieder einmal gezaubert – damals noch ganz ohne Computer.

(Auszüge aus einem – unveröffentlichten – Gespräch zwischen Rolf Losansky und Ingeborg König.)

Filmarbeit

Moritz ist ein Außenseiter, vielleicht gar ein Sonderling. Das meinen zumindest die anderen. Fällt er nicht durch sein langsames Tempo auf, dann wundern sich die Mitschüler halt über seine ‚Spinnereien‘, bei denen Menschen wie Vögel piepsen und Vögel dafür mit Hüten durch die Gegend fliegen. Der Rückzug in seine innere Welt, das begreift Moritz, kann kein Ausweg sein. Da der Film keine Lösung bietet für die ‚Heilung‘ oder Anpassung des Jungen, fordert er seine jungen Zuschauerinnen und Zuschauer regelrecht heraus, über Konsequenzen nachzudenken. Methodisch legen die Vorschläge zudem einen Schwerpunkt auf das Erfinden und Erzählen eigener Geschichten.

Themen

Außenseiter, Vorurteile, Toleranz, Fantasie, Träume, Schule, Erziehung, Familie, Rollenbilder, Identität, Filmsprache (Animation/Trick)

Rahmenlehrplanbezüge

„Moritz in der Litfaßsäule“ empfiehlt sich für die Jahrgangsstufen 1 bis 3. Es gibt vielfältige Bezüge auf die gemeinsamen Rahmenlehrpläne für die Grundschule in den Ländern Berlin und Brandenburg, insbesondere für die Fächer **Deutsch, Sachunterricht und Kunst**. Exemplarisch seien genannt: für das Fach Deutsch Anforderungen und Inhalte im Aufgabenbereich „Lesen – mit Texten und Medien umgehen“ oder im Aufgabenbereich „Sprechen und Zuhören“, hier beispielsweise das Erzählen und Weitererzählen von Geschichten; für das Fach Sachunterricht Anforderungen und Inhalte im Themenfeld „Zusammen leben“.

Jedem sein eigenes Tempo

Bewegungsspiel

Jeder hat seinen eigenen inneren Rhythmus. Der von Moritz scheint allerdings um einiges langsamer zu sein als der anderer Kinder. Dafür sieht er aber auch Dinge, die andere nicht sehen: Für wen verwandelt sich schon das Honigbrot in eine von emsigen Bienen bevölkerte Sommerwiese? Mit einem Bewegungsspiel lassen sich gut verschiedene Rhythmen und Tempi nachvollziehen.

Ein flotter Rhythmus wird eingespielt; zwischen den Stücken gibt es Pausen von ca. zehn Sekunden. Die Kinder bewegen sich ganz frei im Takt der Musik. Man kann sie auch mit jeweils passenden Situationsbeschreibungen anleiten wie: „eilig arbeitet ihr im Takt eurer Maschinen“, „schnell lauft ihr durch das Kornfeld“, „gemächlich schlenkert ihr durch die Straßen“. In den Pausen zwischen den Stücken halten alle in ihrer

jeweiligen Bewegung inne. In der sich anschließenden, gemeinsamen Runde können die Kinder berichten, wie sie die unterschiedlichen Rhythmen empfunden haben.

„Moritz in der Litfaßsäule“ – Fortsetzung

Bilder malen, Reihum- und Bildergeschichten

Angenommen, es gäbe eine Fortsetzung und das jetzige Ende wäre der Anfang eines neuen Films. Wie ginge es weiter? Träumt Moritz jetzt nicht mehr so viel; ist sein Vater etwas weniger akkurat? Wird Moritz im Zeichenunterricht noch immer Sonnen mit Ohren malen oder nun vielleicht Katzen, die Bier trinken? Wird er wieder alles hinwerfen und sich verstecken? Oder zieht er gar mit der schönen Seiltänzerin in die weite Welt hinaus? Überhaupt: Wie ist es mit der Liebe, bei der er sich ja noch nicht auskennt? Wird der zweite Film vielleicht ein Liebesfilm? Und was wird aus der Katze mit den großen Augen? Wird sie von Moritz mit in die Schule genommen, weil sie – was ihm ja keiner glaubte – so gut erzählen kann? Fragen wie diese regen an, die Geschichte weiterzuspinnen.

Moritz und der Moritz von nebenan

Figuren-Cluster und Gespräch

Was heißt es eigentlich, anders zu sein? Wie gehen wir um mit jenen, die wir als anders empfinden? Der Film bietet viel Stoff zum Nachdenken und zum Reden über eigene Erlebnisse. Doch zunächst geht es natürlich um Moritz. Gemeinsam wird ein Figuren-Cluster erstellt: Eine lebensgroße Figur – Körperumriss auf Packpapier, darin groß der Name „Moritz“ – ist an der Wand befestigt. Gemeinsam werden nun seine typischen Eigenschaften zusammengetragen und in den Figurenumriss hineingeschrieben oder als Symbol gemalt (Beispiele: eine Schnecke bedeutet Langsamkeit; eine Wolke stellt Verträumtheit dar).

Nun wäre zu fragen, weshalb Moritz mit diesen Eigenschaften immer aneckt? Wie könnte ihm geholfen werden? Dabei ergeben sich zwangsläufig recht widersprüchliche Punkte: Hat er denn nicht das Recht, etwas langsamer zu sein? Wäre es zum Beispiel nicht gerechter, wenn die Mathe-Asse bei der Klassenarbeit weniger Zeit hätten als die Schüler, denen das Rechnen nicht so leichtfällt? Oder wäre das dann wieder ungerecht? Hat Langsamkeit nicht auch Vorteile? Welche positiven Seiten haben Moritz' Charaktereigenschaften?

Daran könnte sich die Frage anschließen, wer von den Kindern einen wie Moritz kennt. Vielleicht jemanden, der einfach anders ist, weil er aus einem anderen Land kommt und noch nicht oder nur wenig die deutsche Sprache beherrscht. Oder jemand, der kaum Freunde findet, weil er zu unsportlich oder körperbehindert ist.

Vielleicht gibt es gar einen Moritz in der eigenen Klasse, vielleicht ist auch jeder schon mal selbst dieser Moritz gewesen, ob er es wollte oder nicht. Vielleicht mag jemand darüber berichten, wie es war, ein Außenseiter zu sein. Was hätte anders laufen können – bei Moritz oder bei einem selbst? Wo liegen die Chancen im Umgang mit Außenseitern? Genügt allein Toleranz? Was könnte jeder tun?

Interessant wird das Ganze freilich nur anhand konkreter Beispiele der Kinder. Das Spannende an der Thematik ist, dass niemand – auch die Erwachsenen nicht – Patentlösungen anbieten kann. Die Diskussion lässt sich in verschiedene Richtungen lenken; mit Sicherheit werden die Kinder das Gespräch dahin führen, wo sie sich am stärksten betroffen fühlen und ihre eigenen Konflikte sehen.

Lug- und Truggeschichten

Geschichten erzählen

Wer hat denn nun geflunkert bei den Gesprächen in der Litfaßsäule, die Katze, Moritz oder beide? Ist es überhaupt wichtig, ob alles wirklich so passiert ist, wie sie es erzählt haben? Vielleicht hatte Moritz gar keinen Hamster in seiner Zuckertüte, und die erste Schulstunde verlief ganz normal? Aber hätte es sich dann gelohnt, darüber zu berichten? Hätte ihm die Katze überhaupt zugehört? Und hätten wir das im Kino sehen wollen? Wie ist das also mit der Schummelei, mit dem Vermischen von Fantasie und Wirklichkeit? Jeder hat wohl irgendwann die Erfahrung gemacht, dass ihm eine Geschichte von den eigenen Freunden nicht abgenommen worden ist: „Das glaubst du ja wohl selber nicht, so ist das nie gewesen!“

Ein Mädchen beispielsweise hat dem Regisseur Rolf Losansky gesagt: „Ich kann den Moritz verstehen. Meine Geschwister lachen auch immer über mich, weil ich mit den Fischen rede. Doch wenn ich ins Zimmer komme, schwimmen sie im Aquarium immer an die Glasscheibe ran, als wollten sie mir was erzählen. Na ja, ich glaub wirklich, dass sie mir was sagen möchten, manchmal hör ich es sogar ...“

Eine Schulstunde oder ein Filmnachmittag bieten gute Gelegenheiten für etwas gewagtere Geschichten. Wer sich traut, kann von etwas scheinbar Unglaublichem berichten, was er selbst erlebt hat, was er gern erleben würde oder wovon er sich wünscht, dass es so gewesen wäre. Es können auch reale und erträumte Versionen gegenübergestellt werden.

Ein auf den Fußboden gezeichneter Kreidekreis markiert symbolisch das Innere einer Litfaßsäule. Wer im Kreis sitzt, darf flunkern, fantasieren, umdichten – oder auch die Wahrheit sagen. Alles ist erlaubt.



Filmtricks

Filmgespräch

Trickfilme sind die unangefochtenen Favoriten der kleinen Zuschauerinnen und Zuschauer. Dass die Katze aus „Moritz in der Litfaßsäule“ kein dressierter Filmkater ist, wird niemand bezweifeln. Wie aber hat sie laufen und sprechen gelernt? Wie konnte Moritz mit ihr vor der Kamera spielen, wenn es doch gar kein richtiges Tier war?

Zunächst sind die Mädchen und Jungen selbst gefragt: Vielleicht hat ja schon jemand eine Ahnung davon, wie es die Filmleute anstellen, dass sich zum Beispiel das Sandmännchen bewegen und am Ende gar Sand streuen kann. Was glauben sie wohl, wie es funktioniert, dass eine Plüschkatze in der Litfaßsäule hin- und herspaziert und lustige Geschichten erzählt?

Zur ersten Erklärung dient am besten ein altes Filmschnipsel (Super8 o. ä.; evtl. in Kommunalen Bildstellen bzw. Medienzentren nachfragen). Die Kinder schauen sich den Streifen mit den fast identischen Einzelbildern an. Wie ganz offensichtlich zu erkennen ist, setzt sich der Film aus vielen einzelnen Fotos zusammen. Und die laufen

dann so schnell durch den Projektor, dass pro Sekunde 24 Einzelaufnahmen zu sehen sind.

Die Kamera, mit der Moritz bei seiner Schauspielerei aufgenommen wird, macht also in jeder Sekunde 24 Einzelbilder. Sitzt er still auf seinem Litfaßsäulenbett, lässt sich auf dem Filmstreifen das eine Bild nicht vom anderen unterscheiden. Bewegt er sich aber, weil er zum Beispiel die Seiltänzerin durch das Guckloch beobachten will, unterscheidet sich jedes Bild ein wenig vom vorherigen: Erst liegt er noch auf seinem Schlafsack, etliche Bilder weiter hat er leicht den Kopf gehoben, dann immer ein wenig höher, wieder etliche Bilder weiter kommt der Fuß nach vorn, und schließlich – nach vielen Einzelbildern – steht er endlich am Guckloch.

Im Vergleich zu Moritz kann sich ja die Trick-Katze aus eigener Kraft nicht einen Zentimeter von der Stelle bewegen. Was also müssen die Filmleute tun, um sie zum Laufen zu bringen?

Vorteilhaft wäre es, wenn zur Erklärung außer dem Super8-Filmstreifen noch eine Super8-Kamera zur Verfügung stünde. Mit einem Fotoapparat und einem alten, schon entwickelten Film lässt sich der Vorgang aber auch darstellen. Schließlich brauchen wir noch eine Katze – eine aus Plüsch. Nach Möglichkeit in ihrer Haltung variierbar: vom schlafenden Haustier bis zur wachsamen Mäusejägerin. Dann wird der Film-

streifen in die Kamera gelegt und der ‚Trick‘ demonstriert: Die Filmleute benutzen die Filmkamera wie einen Fotoapparat. Klick, das erste Bild von der Katze, die zu schlafen scheint. Dann wird der Film in der Kamera ein Bild weitergedreht und die Katze ein winziges Stück in ihrer Haltung verändert. Klick, das zweite Bild von der Katze. Wieder wird der Film ein Stück weitergedreht und auch die Katze wieder ein kleines Stück bewegt. Klick – und jetzt überspringen wir glatt 100 Bilder, bei denen es immer so weitergeht, bis die Katze ihre Lauerhaltung eingenommen hat. Klick, das letzte Bild ist auf dem Filmstreifen. Wenn nach der Filmentwicklung diese vier Sekunden vom Projektor in der normalen Geschwindigkeit abgespult werden, dann sieht der Zuschauer eine Katze, die zunächst schläft und dann aufgeschreckt wird, vielleicht durch ein Geräusch, das der Geräuschemacher später genau zu diesem Geschehen hinzuproduziert.

Vier Sekunden machen allerdings keinen Kinofilm. Wenn wir an die vielen Szenen denken, in denen die Katze in der Litfaßsäule hin und her springt, den Bierbauern davonschwimmt oder betrunken auf der Straße zusammenbricht, dann können wir uns ungefähr vorstellen, was Animateur und Trickkameramann im Atelier an Zeit und Mühe aufwenden müssen, um die Plüschkatze zum Laufen zu bringen. Und nicht nur das, sie soll ja auch die Augen verdrehen, mit dem Schwanz wedeln und Geschichten erzählen ...

